

Marie-Anne.

Von Julia Büren-Hohn.

Vom Kirchturn der kleinen Stadt schlug es in langsamem, drohenden Schlägen 4 Uhr, als Geerd Klagen, die Hände in den Hosentaschen, die Pfeife im Munde, aus seiner Haustür trat und mit prüfendem Blick zu dem mit leichtem Gemüll bedeckten Himmel empor sah. Die Aufregung, die ihm der kommende Tag bringen würde, hatte ihn nicht schlafen lassen, und um dieser endlich Herr zu werden, war er aufgelaufen, hatte gewohnheitsmäßig sein Glaschen Branntwein getrunken und sich die Pfeife, von der er ungetrennlich war, angezündet.

Ein frischer Wind wehte von der See herüber; der Himmel wurde blauer, und bald wühlte er sich in schönsten, tiefsten Blau über die noch von Morgentau wie mit taufendem Diamanten überzogene Erde. Ein junges Mädchen zog über das vom Meerwind gebräunte Gesicht des jungen Mannes. Er nahm die kurze Korpse aus dem Munde, spie befeidigt auf die Erde und wachte mit dem Handrücken den Mund ab. Das war bei jeder Klagen der Ausbruch der größten Unzufriedenheit, und in der Tat hatte er allen Grund, mit dem Wetter zufrieden zu sein, denn schöner konnte der Tag nicht sein.

Bedächtig sah er den großen, runden Turm tiefer in den Rachen, zu einem mächtigen Berg aus seiner Pfeife und lenkte seine Schritte der Welt seines Freundes zu, die sich in einiger Entfernung von ihm ausdehnte. Trotz der frühen Morgenstunde waren fleißige Hände damit beschäftigt, den ungeheuren Rumpf eines Dreimästers mit bunten Fahnen und Blumenkränzen zu schmücken und der Welt ein feierliches Aussehen zu verleihen. Mit schmalen Schrittsprängen über einige Bänke, die ihm im Wege lagen, und gelangte bald an die Stelle, wo der Schiffbauer und bekannte Weeder Strichholer mit laut schallender Stimme seine Befehle erteilte.

Geerd zog den Hut, nahm beim Geerd die Pfeife aus dem Munde und sah strahlenden Blickes auf den Schiffsbauer, der in seiner ganzen trotteligen Kraft vor ihm lag.

„Guten Tag od, Strichhan, 'nen schönen Tag vom Tage,“ sagte Geerd schmunzelnd und fuhr dabei wie lieblos mit der Hand über das Schiff. „Ja wohl, Geerd, 'nen schönen Tag vor dir und mit. Kriek man bloß die Schipp an, sein, nich? — Wenn't man erst Abend was, man kann ni wäien, wat kommen kann.“

„Ach wat, Strichhan, Kopp hoch. Ich bew von Nacht nich schlafen tunnt, aber nu is de heide gorb. Ken Prachpeder! Dat is 'ne gode Borbedütting. Alles is god um schall of woff geien!“

Nach diesen orafelhaften Worten richtete Geerd seine Gestalt noch um einige Zoll in die Höhe und trat gemächlich und in bester Laune den Heimweg an.

Mit dem heutigen Tag war Geerd Klagen an Ziele gelangt. Er würde jetzt eine Persönlichkeit im Orte vorstellen, und das wollte in der kleinen Stadt, welche größtenteils aus Großkaufleuten, Schiffsbauern und Schiffskapitänen bestand und eigentlich eine einzige große Familie ausmachte, viel bedeuten. Es war keine Kleinigkeit, in S. etwas zu sein, eine Stellung einzunehmen. Ihm war es jedoch, wenn auch mit Mühe und Not, gelungen, sich zu einer festen Position aufzuschwingen. Obwohl er der Sohn eines einfachen Schiffbauers war, wurde er heute der Schwiegerohn eines der geachteten und reichsten Kapitäne, und einige Stunden später ging sein Schiff vom Stapel.

Dah er endlich das Glück hatte, seine Marie-Anne, mit der er schon in der Langstunde gelieblich und sich als Steuermann verlobt hatte, als sein Weib feinzujüngen, schien ihm nicht verwunderlich, denn er war ein schmaler Kerl, Kapitän eines eigenen Schiffes und Hausbesitzer. Also war er eine gute Partie. — Doch heute sein Schiff vom Stapel ging, lag ihm weit mehr am Herzen, als seine Hochzeit. Er hatte es ganz nach seinen Angaben bauen lassen, mit seiner Lieblingsfarbe war es angestrichen, und am Bug prangte in großen goldenen Buchstaben der Name seiner Braut: „Marie-Anne.“ Sein Schiff war sein alles, seine Welt.

Ihm würde er sein junges Weib anvertrauen und mit ihm hinausfahren in die weite, weite Welt, zu seiner Marie-Anne, die noch nicht über die nächste Grenze des kleinen Städtchens hinausgekommen war, Land und Leute zu zeigen. Es würde seiner zarten, kleinen Marie-Anne gewiß nicht leicht werden, sich auf so lange von Eltern und Geschwistern zu trennen, aber es mußte sein, die Frau gehörte zum Manne, und er konnte sich eine Weile auf dem schmucken Schiff ohne seine Frau gar nicht vorstellen.

In solchen Gedanken verfunken, war er nach Hause gekommen, und was ihm noch nie passiert war, er hatte vor lauter Gedanken seine Pfeife ausgehen lassen. Die Wogenwelt wäre wohl in ständiger Bewegung, ihm die gute Laune zu verderben, wenn er Zeit dazu gehabt hätte. Seine alte Mutter erwartete ihn jedoch schon an der Haustür, voll Sorge, er würde den Zeitpunkt zur Kirche verpassen.

Zum letzten Male hatte die alte Frau alles für ihren Sohn zurechtgelegt. Morgen würde eine andere ihr diese Arbeit abnehmen und im Laufe schalten und walten! — Als die beiden sich nachher am sauberen, geputzten Tisch gegenüber saßen, da war es Geerd kaum möglich, dem Speck und den Eiern, die zur Feier des Tages in der Pfanne auf dem Tisch dämpften, die gewohnte Ehre anzutun. Er war in einer sonderbaren, wehmütigen Stimmung, die er sonst nicht an sich kannte. Die alte Frau, die ihn mit zitternden Händen bediente, die über dreißig Jahre lang für ihn gesorgt, ihn gehegt und gepflegt hatte, sah ihn so traurig an. Sie tat ihm plötzlich leid. Wie schwer würde es ihr werden, einer anderen ihre Rechte einzuräumen! — Er gab sich Mühe, seine wehmütige Stimmung zu verbergen, drückte einen Kuß auf die milden, wellen Hände und erhob sich zum Tisch, um sich zum Gang zur Kirche vorzubereiten.

Es war drei Uhr nachmittags. Auf der Welt von Strichholer Tholen herrschte reges Leben. Hunderte von Kindern drängten sich in die Nähe des Schiffes zu kommen, denn heute gab es etwas zu ergattern. Welche Komplexen zum Eisenblasen und bunte Fahnen, und das ist für jedes Schiffkind das Ideal. Auch jenseits des Kanals drängte sich eine schaulustige, gepuderte Menge. Um 4 Uhr sollte die „Marie-Anne“ vom Stapel gelassen werden, und das war für die ganze Stadt ein sehr wichtiges Schauspiel.

Der Pastor, der Schiffbauer, Geerd Klagen mit seiner jungen Frau und ein Teil der Sodetagesgesellschaft waren auf dem Schiff verjammelt. Schon standen die Arbeiter mit der Art bereit, um die Taue, die das Schiff hielten, zu kappen. Der große Augenblick war gekommen. Allenlose Stille herrschte auf dem weiten Plage, der Pastor sprach das Gebet, Alt und Jung knieten nieder, die Kerze lauchten durch die Luft, durchschnitten mit einem Schlag die Taue, und langsam und majestätisch glitt das Schiff von seiner Höhe herab. Aber es kam nicht bis zum Wasser, auf halbem Wege blieb es hängen, und es bedurfte erneuter Kräfte, um es wieder zum Gleiten zu bringen.

Als es endlich mit mächtiger Wucht ins Wasser sank, da erschall brausendes Hurra aus tausend Mäulern, und jeder wollte dem glücklichen Befreier die Hand schütteln.

Der aber stand mit leichten, blassen, bergerten Antlitz am Steuer und sah wie gestohlenen auf das Meer hinaus, das sich glühend und schäumend in einiger Entfernung vor ihm ausbreitete. Ein ahnungsloses Gefühl sagte ihm, daß das Schiff ihm Unglück bringen würde!

Wein, Tanz und Gesang konnten seinen finsternen Blick nicht erheben, und als die Sonne, einer feurigen Kugel gleich, ins Meer versank, und die Wogen in tiefe Blau tauchte, da war es ihm, als ob er dieses Schauspiel vom heimatischen Strande aus zum letzten Male genossen hätte.

Zwei Wochen waren seitdem vergangen. Geerd hatte den missglückten Stapellauf seines Schiffes nicht vergessen können. Je näher der Tag der Abreise heranrückte, desto unruhiger und finsterner wurde er.

Auch seine Verwandten und Freunde dachten daran und betrachteten ihn mit mitleidigen Mienen. Für sie war er fast ein Lächer, denn es war für die biedereren Offiziere so sicher wie zwei mal zwei vier fünf, daß Geerd Klagen mit seiner jungen Frau nicht mehr zurückkommen würde.

Ein Schiff, das nicht platt vom Stapel geht, kommt nicht wieder, so heißt es im Volksmunde.

Der Tag der Abreise war gekommen. Die „Marie-Anne“ lag mit geschwellten Segeln im Hafen und wartete auf die urwidrige Fahrt. Geerd Klagen stand allein auf Deck. Er hatte es nicht über sich gewinnen können, seine Frau mitzunehmen. Kehre er von der ersten Reise heim, um so besser; dann war das böse Omen gebrochen und die „Marie-Anne“ würde keine Fahrt mehr ohne ihre Romenschwester unternehmen.

Wie schwer es ihm geworden war, seine liebe kleine Frau zu Hause zu lassen, das ahnte keiner. Manche schlaflöse Nacht hatte es ihn gekostet, bevor er mit sich einig werden konnte. Jetzt schien er jedoch überwunden zu haben. Stolz und hoch aufgerichtet stand er auf der „Marie-Anne“, die sich einer weichen Welle gleich leicht auf den Wellen schaukelte, und sah die Heimat, und mit ihr das Liebste, was er auf Erden besaß, allmählich seinen Blicken entfliehen.

„Zeit dem Tage, an welchem die „Marie-Anne“ den sicheren Hafen der Stadt verlassen hat, herrschte im Hause Geerd Klagen eine tiefe, unheimliche Stille. Die junge Frau geht bleich und niedergedrückt einher. Sie hat es sich nicht so schwer gedacht, allein ohne ihren Geerd in dem kleinen Häuschen zurückzulassen.

Heute sitzt Marie-Anne mit untrüben Händen am Fenster und starrt unermüdet aufs Meer hinaus, das in haushohen Wellen herangerast kommt, als wollte es Land und Leute verschlingen. Mit furchtbarer Gewalt faßt der Sturm ums Haus, und bei jedem Stoß fährt die junge Frau erschrocken zusammen. Mit aufstehenden Lippen murmelt sie ein Gebet und erhebt mit geklammerten Händen die Erhaltung des Lebens ihres Geliebten.

Während sie wie gewohnt aufs Meer hinaus, ihr Auge öffnet, sieht sie die „Marie-Anne“ ohne Mast und Segel mit Wind und Wellen kämpfen. Mit fieberhaftem Blick sucht sie ihren Geerd, ihren Gatten, aber sie kann ihn nicht erkennen. Da ist es ihr, als ob eine kalte Hand ihre Schulter berühre. Ihre Augen blicken sehnsüchtig, und lauschend hält sie den Atem an; sie hört ganz deutlich die volle Stimme ihres Geerd.

Da schlägt die alte ohrfeisliche Uhr in langsamem Schrittschritt, und dann mit einem schmerzhaften Laut stehen sie zu bleiben. . . Und die Spannung löst sich in den Augen der jungen Frau, und mit dem herzerweichenden Schrei: „Mutter, er ist tot!“ stürzt sie bewußtlos zu Boden.

Zur selben Stunde tonste die „Marie-Anne“ ohne Mast und Segel und Mannschaft sah man niemals wieder! . . .

Kains Entführung.

Novellen von Louise Weiskopf.

Reibbraun stand das Heidekraut im Teufelsmoor. Am kalblauen Himmel jagten zerstreute schwarze Wolken. Die Birken an den blauen Kanälen jungen schon an, goldene Blätter auf die Stämme zu streuen, die hoch mit Torf beladen, allmorgendlich in langen Reihen gen Bremen glitten.

Die Leute, die das Fieber plagte, klagten härter. Es war keine gute Zeit für die Alten und Schwachen. Auch in der großen Kolonie Schmalenbeck lag der Vorherrscher auf dem Schragen, ein fernerer Siebziger, der sich aufrecht und eigenwillig gehalten hatte bis zur letzten Stunde seines arbeitsreichen und mühereichen Lebens. Und stattdessen ward ihm das Begräbnis ausgerichtet. Die Moorleute hielten auf Würde im Leben wie im Tode.

Auf allen Feldern war heut Aufbruch. In allen Bootschuppen der sechzehn Bauernhöfe des Ortes lagen die schweren Torfkarren untrüben an ihren Ketten, und Männer, Frauen und Kinder legten ihr Strichgewand an, um dem Oberhaupt der Gemeinde die letzte Ehre zu geben.

Auch Janfredrik Gohm legte die Mistgabel, mit der er den zwei Kühen hinter den Latten auf der Diele die Streu aufgelodert hatte, in die Ecke, wusch sich in Stalleimer und holte den langen, schwarzen Kirchenrod aus dem Spind in der Stube. Es war ein Dreißiger von acht ohrfeislichem Typus. Die Sonne hatte ihm die Haut braun wie Leder gebrannt, überharte Arbeit tiefe Furchen in sein Gesicht gezeichnet. Das Selbstbild seines Haarhofs war in Wind und Nässe zu einer misfarbenen Strohschattierung nachgebunkelt, aber unverwundlich blieb ihm der trockene kleine Kopf auf dem schmalen, breitkühlerigen Körper, die schmale, hoch ansetzende Nase, und mit hartem Geruchlich sahen seine dunkelblauen Augen zwischen ihren langen Wimpern hervor auf Menschen und Dinge.

Janfredrik sah erst im dritten Sommer auf seinem Moorhof, dem letzten in der Kolonie. Er kam von der See, ein jungerer Sohn, der sich mit dem Ackerbau nicht zum besten betrug und früh mit fargerger Abfindung in die Welt geschickt worden war. Die Stadt, die er während seines Militärdienstes kennen gelernt hatte, lockte ihn nicht. Er verdingte sich als Knacht. Jäh, geistig, geduldig, trug er Jahre lang seinen Lohn zu dem geringen, ärmlichen Erbe auf die Sparkasse, und als die Summe anständig und die Kolonistenstelle im Moor frei wurde, siedelte er sich an. Sein Kapital reichte zur Anzählung. Er hatte auch seinen Mitbewerber. Genau betrachtet, bestand sein Eigentum aus einigen vierzig Morgen Heidekraut und Sumpf mit einem Dusch Eichen und Ebbeltannen und der Ruine eines Hauses drauf.

Aber Janfredrik mit seinen tüchlichen Muskeln fürchtete sich vor seiner Arbeit und seiner Entbehrung, wenn sie ihm nur die Serrenfreiheit auf eigenem Grund eintrug.

Die hatte er nun. Für eines einzigen Menschen Kraft war die Bodenfläche seines Grundbesitzes sogar zu groß. Er fand, das er gut tun würde, einen Partner zu nehmen.

Auf demselben Hof wie Janfredrik diente Brün Lorenzen, ein Fünfschöner aus Swanten, und die beiden hatten Gefallen aneinander gefunden.

An dem Abend, als Janfredrik wegen des Moorhofs mit sich einig geworden war, ging er zu Brün Lorenzen in die Kammer und sagte ihm von der Sache, zum erinnerlich, denn er war nicht von den Schwachköpfen.

Brün Lorenzen zog die Brauen über seinen blauen Augen weit in die Höhe, lauschte aufmerksam und nicht. „Näh eins, Das is ja kein Eigen Hof und Grund. Ja, das tu' man. Das is wirklich sehr fein.“

Er leuzte unmerklich. Für ihn war keine Aussicht, daß er je ein Fleckchen davon sein eigen nennen würde.

Da sagte ihm Janfredrik, was noch alles zu schaffen wäre, das Land hies neu anzuzüchten, das Land neu zu pflügen, die Entwässerungsgänge neu auszuheben, den Torf abzustechen. „Zu null man seggen, denn kummt wi' kummt do je Hof in Gemeenschop dörnernehen.“

Das Gesicht des jungen Knächts rötete sich zu einem freudigen Lächeln. Aber nach kurzem Besinnen schüttelte er den Kopf. „Wie soll't dos woll' ausgehen, daß ich mit dich zusammen ein Hof übernehme? Ja, wenn der Mann von mei' Schwester, der Karl Swanten, der kummt, nich' all' das Wüschchen, was da von mei' Eltern da war, verjuchst hätt, — denn wüsch' ich woll' mit, was mich lieber wär.“

„Nees so hat das ja kein Art, denn du bist ein Kapitalist, wi' du bist: ein armer Knacht.“

„Er Schötkoy bist,“ sagte Janfredrik. „Dahers sind got, aber alles in de Welt maßt Dahlers ool' nich. Uem dat Moor fruchtbar to maken, dortu' hür'n Wüschchenma' ein Wüschchenweil. Versteht dich? Aber Brün in seiner bäuerlichen Verständnisheit blieb bei seinem Sinn. „Wenn auf ein Wüschchen mit Linn' zu auf de armer nix, das gibt kein richtig Gewicht, Janfredrik. So'n Partnerschaft is wie ein Wüschchen, ein armer kommt da nich' miteinander ins Lot.“

Janfredrik ging zornig fort, und zwei Tage lang sprach er kein Wort mit dem Kameraden. Dann hatte er einen neuen Plan fertig.

Es wäre was an dem, was Brün Lorenzen sagte, gefandt er zu. Sie wollten denn in Gottes Namen ihre Partnerschaft miteinander anfangen. Am Ende des Jahres aber würden sie streng teilen, was sie erwirtschaftet hätten. Weins Teil sollte dann vollständig in das Gut gesteckt werden, für Abzahlungen, Verbesserungen, Reuanichtigungen, und solle ihm gutgeschrieben werden, so lange, bis er auf dem Hof ebenso viel von seinem Geld stehen habe, wie Janfredrik's Anzahlung betrug. Was aber in diesen Jahren Janfredrik's Teil war, das sollte sein persönliches Eigentum bleiben, das er immer vor seinem Gejellen voraus hätte.

Kains Entführung.

Novellen von Louise Weiskopf.

Janfredrik stand fertig, den steifen Hut in der Hand. Es lohnte nicht, den aufzuheben, bevor man draußen war, an dem niedrigen Türschwelle hätte er den Deckel einhaken müssen. Auf Brün wartend, der eben in die Kermel seines Sonntagsgewandes fuhr, sah er sich in dem Haus um.

„I segg, Brün, dat Torfbuut mitt wi' in diesen Jahr noch löpen. Als wi' denn noch in'n Weidich an Herd freigen, denn wi' mi' bedinken, dat dr' nix mehr an de Wertschap fehlen doht.“

Brün war acht Jahre jünger, schmaler in den Schultern, schlanker gebaut. Eine verfechtete Lustigkeit schielte in seinen großen, glänzenden Augen, in den Faltchen seines bräunlichen Gesichts, das die Sonne kaum dunkler gebrannt hatte. „Die Leute sagen aber, dat secht woll' noch was an dem Wertschap, Janfredrik,“ antwortete er, mit den Eiern abwinkend. „Die Leute sagen: auf ein Hof gehört ein Frau.“

Janfredrik wandte rasch den Kopf. „So, ich hebb' de oot' all an docht. De Koopmann in Seppstedt is kunnig hier mit sien Wägen um Spenden, um Strömen. Und spinnen um weien und weien kummt wie Wamsklee man slecht, Brün. Wat?“

„Ja, spinnen, weien und nähen können wir Wamsklee man slecht,“ stimmte Brün bei, während er vor dem kleinen Fleckenfischer mit dem Rockärmel seinen Hut glatt bürstete, „un denn werden wir auch mit ein Schlag zu das Torfschiff kommen, — kann sein, auch noch zu ein Pferd.“

Janfredrik sah an dem Kameraden vorüber in die verblumende Herbststube. „So, jo, en gode Frau is Gold wert, Brün, dat's so. Aber en gode Frau to sinnen, — dat's nich' leicht, — dat's nich' leicht.“

„Ach mein, da brauchst gar nicht weit zu suchen,“ antwortete Brün schaltheftig.

Janfredrik tat, als hätte er die Rede nicht gehört. „Un as it en Frau nehmen doht, denn so wüsch' du nachstens oot' en frigen. Un tu' e gute Fruen un de fit verdragen, — dat's erst recht nich' leicht, Brün, dat's erst recht nich' leicht.“

„Ein Frau wüsch' für den Anfang ganz genug sein,“ versicherte Brün. „Un du bist da der Erste zu, Janfredrik.“

Janfredrik fuhr sich mit der Hand durch den verblumenden Haarhofs, den er eben glatt gestriegelt hatte. „Näh kum, Brün, — wahrhaftig. Ich bin nich' leicht. Aber wenn it an't Frigen denn, denn bin ich bang. Ich und du, sich, dat was sehr got all de Johr.“ Und wenn it mi' nu vorstellen doht, dat so'n Fröndschinlich Infräden tüschchen un küssen schüßil . . . Nees, nees! lewer keen Boot un keen Weid, — und thoree Waderie een Johr as dat annere.“

„Alheid Ehlers is kein, die Unfridenen tüschet,“ sagte Brün ernst.

„Brün, schüßil it denn woll' vandege (heut) mit de jonge Ehlers de Saaf in de Neege bringen?“

„Das kummt mit Janfredrik,“ besätigte Brün. „Bei ein Begräbnis un bei ein Hochzeit haben die Menschen am besten Zeit zum Snacken.“

„Wenn dat dien Weening is, Brün, denn will it in Gottes Namen uphimmeln bi' Kort Ehlers im hies Swester anholten.“ Wieder fuhr er sich durch's Haar. „Jung! Jung!“ — wenn de Frigere man blot nich' so schmerzlich wö!“

Unstündlich wackte sie, sich hüden, unter dem Türschwelle herber ins Freie getreten. Sie gingen den schmalen Pfad durch die Weide vor ihrem Hause zum Kanal, über die Brücke, und rechts umliegend schritten sie die schurgrüne Straße am Wasser hin neben den gelben Birken, die wie ein goldenes Dach sich über ihnen wölften unter dem kalten, wolkenigen Herbsthimmel.

(Fortsetzung folgt.)

Je lezter die Lehre ist, desto anfrechter liegt sie.

Rumänen in Russland müssen zurückgehen.

London, 16. April. — Russische Sowjettruppen haben die Rumänen auf einem allgemeinen Hüchtzug von Besarabien gezwungen, wie eine russische drabulische Depesche meldet. Weiter nördlich in der westlichen Ukraine mußte General Beldaru von der Kamenek-Proskuraw-Spezialtruppe weichen.

Clark's Wahl als Hausleiter führt. Washington, 16. April. — Die Wahl Champ Clark's, des bisherigen Sprechers des Hauses, als Leiter der Minorität im kommenden Kongress erscheint nach einer Erklärung von Kongressmann Floyd als sicher. Seine Kandidatur für Präsidentschaftskandidatur sind weniger glanzend.

Welches Vergnügen bereitet Weid ohne? Maxenda Springs, deutsche Wälder-Strahl, die größte Bauteilwerke in Rumänien, ist das ganze Jahr offen für den Winter; man erhält dort kleinere Sorten von amerikanischen Strahlen des Weidens, des Eingeweides, Hebes und Röhren. Ein diesem hellen Mineralwasser, dem Sauerwasser in der Größe und kleineren schäuflichen Weile angeordnet, bezieht es den Ballzellen von Rumänien, Mineralwasser aus anderen künftigen Quellen, Rumänien und Schweden in ihrer Weise. Man schreibt um Rumänien. Maxenda Springs. Maxenda Springs. Maxenda Springs.

William Sternberg Deutscher Advokat. Zimmer 950—954, Omaha National Bank-Gebäude. Tel. Douglas 962. Omaha, Neb.

Klassifizierte Anzeigen! Verlangt—Weiblich. Mächtiges deutsches Mädchen für allgemeine Hausarbeit. Keine Wäsche, angenehme Heim. \$10 die Woche. Douglas 4368.

Stellungsgesuch—Männlich. Zwei tüchtige Maler und Anstreicher-Gesellen für sofort gesucht; dauernde Arbeit bei gutem Lohn. Nur gut gelernte Arbeiter mögen sich melden. M. S. Rohweder, Seifher, Neb. 4-16-18.

Verlangt — Männlich. Ein guter Mann, um auf der Farm zu arbeiten. Guter Lohn. Vor S. Tripline. 4-18-19.

Ein Mann in jedem County als erklärter Vertreter, um ein vollständiges Lager von Waren an Konsumtoren zu verkaufen; Probieren, Kataloge u. Instruktionen frei. Auf Fahrwert haben und gute Empfehlungen; \$40 bis \$90 wöchentlich; Erfahrung nicht notwendig. Schreibt oder sprecht vor. Verkaufs-Manager, Ryan Co., 1102-4-6 Barney Str., Chicago, Ill. 4-22-19.

Verkaufen. Bargain! 6-Zimmer trifft moderner neues Wohnhaus, beste Lage, an geschäftlicher Straße, 10 Minuten Distanz zu geben von Stadt. Preis \$3,600.—2219 So. 16. Str. Melchior Reis & Son, 2215 So. 16. Str. Telephone Douglas 3555. 4-16-19.

Monumente und Marktstein. Erstklassige Monumente u. Marktstein. A. Bratke & Co., 4316 11. Str. 13. Straße, Tel. South 2670. 4-16-19.

Kost und Logis. Das preiswürdigste Essen bei Peter Rump. Deutsche Küche. 1508 Dodge Straße, 2. Stock. 4-16-19.

Glück bringende Trauringe bei Brodegar's, 16. und Douglas Str. Möbel-Reparatur. Omaha Furniture Repair Works; 2965 Farnam St. Telephone Farnam 1062. Adolph Karas, Besitzer.

Elektrisches. Gebrandete elektrische Motoren. Tel. Douglas 2919. De Ston & Gray, 116 Süd 13. Str.

Advokaten. Bedienen Sie sich der Klassifizierten Anzeigen der Tribune! Der Erfolg ist überaus groß — die Kosten nur winzig!